BULLETIN 2010 - 2

Inhaltsverzeichnis :

Erlebnisbericht von HIRT Michel aus Ettelbrück	2
Erlebnisbericht von MAQUIL Vic aus Mertzig	12
Erinnerungen von Jeannot SCHOUG	20

Erlebnisse von HIRT Michel, geboren am 29. September 1920

„Als Luxemburg am 10. Mai 1940 von der deutschen Wehrmacht überfallen wurde war ich 16 Jahre alt. Zum damaligen Zeitpunkt besuchte ich das Gymnasium in Diekirch. Der 10. Mai war natürlich ein Tag, der mir stets in Erinnerung geblieben ist. Wir wussten bereits seit längerer Zeit, dass die deutschen Truppen Frankreich angreifen würden und daher durch Luxemburg durchkommen müssten, jedoch war uns der genaue Zeitpunkt nicht bekannt.

Am 10. Mai hörten wir bereits frühmorgens das Geräusch von Flugzeugen, die in geringer Höhe über Ettelbrück hinweg flogen. Für uns war klar, dass der deutsche Einmarsch bevorstand. Als wir uns kurze Zeit später auf die Straße begaben, sahen wir, dass deutsche Kolonnen bereits von Diekirch her durch Ettelbrück zogen. Zuerst waren es Soldaten auf Fahrrädern und auf Motorrädern, dann kamen welche zu Fuß. Es folgten Kraftfahrzeuge, leichte und schwere Panzer, dann kam schlussendlich leichte und schwere Artillerie. Wie wir später erfuhren wurden bereits seit den frühen Morgenstunden Wehrmachtsangehörige in Zivil auf der Alzette-Brücke vor Ettelbrück gesichtet. Diese trugen angeblich ein weißes Armband mit der Beschriftung „Deutsche Wehrmacht“ und sollen den Auftrag gehabt haben, die Brücken vor einer eventuellen Zerstörung zu sichern.

Etwa auf gleicher Höhe mit dem Mädchenpensionat Ste. Anne standen höhere Offiziere der Wehrmacht. Man erkannte sie an den roten Streifen, die sie an ihren Hosen trugen. Später ging das Gerücht, der bekannte Panzergeneral Heinz Guderian habe an dieser Stelle die Vorbeifahrt der Truppen überwacht. Es ist möglich, dass dieser General sich innerhalb der Gruppe der dort stehenden Offiziere befand, doch kann ich dies nicht mit Sicherheit sagen. Wir Jugendlichen befanden uns allerdings bereits frühzeitig auf den Beinen, um ja nichts zu verpassen. Ich kann mich noch genau erinnern, dass ein Soldat, vermutlich ein Offizier, welcher in einem heranfahrenden Panzerspähwagen stand, mit lauter Stimme äußerte „Beginn der Artillerie.“

Die Durchfahrt der Kolonnen durch Ettelbrück gestaltete sich nicht reibungslos, weil sich am Eingang zur Bastnacher Straße eine Baustelle befand, wegen Kanalisationsarbeiten.

Dieses Hindernis hatte zur Folge, dass vorerst Soldaten und Fahrzeuge oberhalb der Apotheke Thiltges nach rechts in die Feulener Straße abbiegen mussten. Die Deutschen glaubten an Sabotage und zeigten sich über dieses Hindernis und die damit verbundene Verzögerung äußerst verärgert. Es wurden sogar Drohungen ausgesprochen für den Fall, dass die Baustelle nicht in kürzester Zeit passierbar sei. Daraufhin wurde der aufgeworfene Graben schnell mit Schotter aufgefüllt.

Alle deutschen Truppen, die durch Ettelbrück hindurch zogen, bewegten sich in Richtung Feulen. Tatsache ist jedenfalls, dass der Durchmarsch viele Tage dauerte. Jedenfalls waren wir Jugendlichen während einer ganzen Woche auf den Beinen, um alle Tagesbewegungen der Truppen zu verfolgen. Ab 10. Mai hatten wir immerhin während einer Woche keine Schule.

Eines Tages, es mag eine Woche nach dem Einmarsch gewesen sein, als ich mit meiner späteren Ehefrau eine Fahrradtour über Welsdorf nach Colmar-Berg ausführen wollte, kam es zu einem Zwischenfall. An der Brücke, die damals gegenüber dem Birtringer Schloss über die Alzette führte, um eine direkte Verbindung mit der Ortschaft Schieren herzustellen, wurden wir von einer Wehrmachtsstreife angehalten und zur Umkehr gezwungen. Wie wir später erfuhren, befand sich im Schloss das Hauptquartier eines höheren Generals. Man sprach davon, dass es sich um General Kesselring gehandelt habe. (Diese Vermutung konnte bis dato nicht bestätigt werden. Der Verf.)

***Hirt Michel** vor seiner Einberufung*

Soweit ich mich erinnern kann, gab es in den ersten Tagen des deutschen Aufmarsches in Ettelbrück keine Einquartierung. Hierzu kam es erst, nachdem Frankreich kapituliert hatte und viele Soldaten in den rückwärtigen Gebieten eine Erholungspause einlegten.

Während des Durchmarsches, in den ersten Tagen und Wochen, hielten wir uns natürlich von den deutschen Soldaten fern, da uns deren Aufmarsch eher mit Besorgnis erfüllte. Als die Deutschen den Süden des Landes erreicht hatten, kam es ja zu Kampfhandlungen mit französischen Truppen, woraufhin tausende von Einwohnern ihre Städte und Dörfer verließen. Viele flüchteten nach Frankreich, andere kamen in den Norden des Landes, so dass auch in Ettelbrück viele Flüchtlinge aus den Südkantonen untergebracht werden mussten.

Als die Soldaten sich nach dem Frankreichfeldzug allerdings in der Stadt niederließen, kam es gelegentlich zu Kontaktaufnahmen, denn viele von ihnen waren ja nicht viel älter als wir selbst und mit manchen von ihnen konnte man sich sehr gut unterhalten.

Zum damaligen Zeitpunkt befand sich in der Grand-rue, kurz vor der Einmündung in die „rue Guillaume“, ein leer stehendes Geschäft, welches Madame Klein-Angelsberg gehörte.

Hier hatten die Deutschen eine Art Marketenderladen eingerichtet. Nur die Soldaten der deutschen Wehrmacht durften hier Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände kaufen.

Bevor die in Ettelbrück einquartierten Soldaten sich entfernten, brachten sie uns gegenüber zum Ausdruck, dass nach ihnen die „gelbe Gefahr“ käme. Mit diesem Hinweis konnten wir vorerst nur wenig anfangen. Einige Monate nachdem die deutschen Truppen das Großherzogtum besetzt hatten, sollten wir erfahren, was die abziehenden Soldaten mit ihrem Hinweis auf die „gelbe Gefahr“ gemeint hatten, denn nun bekamen wir in der Person von Gauleiter Gustav Simon einen Mann, der durch seine willkürlichen und zum Teil stupiden Anordnungen das ganze Land in Angst und Schrecken versetzte.

Unsere Staatsordnung wurde völlig nach deutschem Muster umgestaltet. Alle ranghohen Beamten, wie Distriktskommissare und Bürgermeister, wurden ihres Postens enthoben und durch Kreisleiter, Ortsgruppenleiter usw. ersetzt. In Ettelbrück wurde eine Ortsgruppe ins Leben gerufen. Erste Einwohner wechselten ins Lager der Nationalsozialisten über. Verleugneten ihre luxemburgische Nationalität. Bekundeten sich als Verräter und Denunzianten.
Bildeten eine imminente Gefahr für alle loyal denkenden Bürger. Die Tatsache, dass manche Bewohner mit den Deutschen sympathisierten, führte schon sehr bald dazu, dass man vielen Ortsbewohnern misstrauisch begegnete. Eine recht unangenehme und gefährliche Situation.

Die Gründung der SA hatte allerdings zur Folge, dass auch viele loyal gesinnte Einwohner in diese Partei gezwungen wurden. An einem bestimmten Abend wurden alle Einwohner ins Stadthaus eingeladen. Nachdem ein führender Nazi eine schmissige Rede gehalten hatte, wurden alle Beteiligten aufgefordert, der neuen Bewegung beizutreten. Hier kam es bereits zum Zwang, denn zum Schluss der Versammlung wurden die Türen abgesperrt, so dass viele Teilnehmer nicht daran vorbeikamen, Mitglied der Partei zu werden. Manchen, die sich hartnäckig weigerten, wurde Verlust der Arbeit und anderer Vergünstigungen angedroht.

Die Jugendlichen wurden aufgefordert, der Hitlerjugend beizutreten. Ihnen wurde gedroht, von einem weiteren Verbleib an der jeweiligen Schule ausgeschlossen zu werden, im Falle wo sie einen Beitritt ablehnen würden. Gemeinsam mit meinen Schulkollegen kam ich zum Entschluss, die einzige Möglichkeit sich der Hitlerjugend zu entziehen würde darin bestehen, einer anderen Organisation beizutreten, in welcher wir weniger Zwangsmaßnahmen ausgesetzt wären.
Da von Seiten der Deutschen bereits für die NSFK (Nationalsozialistisches Fliegerkorps) geworben wurde, meldeten wir uns zu dieser Organisation. Wir dachten uns ja, dass wir mit dem 18. Lebensjahr gezwungen würden, dieser oder jener Formation beizutreten, so dass wir der Meinung waren, mit einem Beitritt zur NSFK würden wir das bessere Los ziehen. Mit mir zusammen meldeten sich Hoffmann Gast und Daman Gast. Was wir allerdings nicht wussten war die Tatsache, dass mit dieser Meldung ein Lehrgang in Deutschland verbunden war. So musste ich einmal für ein paar Wochen nach Koblenz und meine Kollegen nach Hermeskeil. Im Übrigen wurden wir hier in Ettelbrück nur zweimal zu einer Übung verpflichtet.

Ich muss hier ausdrücklich darauf hinweisen, dass ja niemand von uns im Entferntesten daran gedacht hätte, dass der Krieg längere Zeit dauern würde. Man war ja zuversichtlich, dass Frankreich den deutschen Siegeszug zum Stillstand bringen würde. Dass Frankreich aber in kürzester Zeit die Waffen strecken würde, konnte ja keiner ahnen. Diese Tatsache war ein Schock für uns alle. Im Gymnasium in Diekirch hatten wir einen Professor namens Dühr, der uns bereits frühzeitig mit der Möglichkeit einer deutschen Besetzung unseres Landes konfrontiert hatte. Gleichzeitig zitierte er uns jedoch zigmal die Prophezeiung der hl. Odile. * In dieser Prophezeiung wurde vorausgesagt, dass der Krieg spätestens im zweiten Jahr mit einer Niederlage für Deutschland enden würde.

Als dann die obligatorische Wehrpflicht im August 1942 eingeführt wurde, kam es ja hier in Ettelbrück, wie in vielen anderen Ortschaften zum Streik, wobei leider zwei Mitbürger, und zwar Thull Jean und Dax Michel, verhaftet und wenig später erschossen wurden. Dieses Verbrechen wurde bis zum heutigen Tage nicht vergessen.

Amt E t t e l b r ü c k

Ettelbrück, den 8. April 1942

Hirt Michel
Harkenerstrasse
Ettelbrück

Durch Verordnung des H. Chef der Zivilverwaltung werden die Dienstpflichtigen des Geburtsjahrganges 1924 für den Reichsarbeitsdienst erfasst.

Zu diesem Zwecke wird für jeden und jede Dienstpflichtige ein Stammblatt angelegt, und zwar geschieht das im Rathaus zu Ettelbruck (Sitzungssaal) am 15. 4. 1942 um 14.30 Uhr

Mitzubringen sind das Arbeitsbuch, den Geburtschein und 2 Passbilder, die bei der Erfassung vorgelegt bezw. abgegeben werden.

Nicht- oder nicht punktlich Erscheinen, zieht die vorgesehenen Strafen nach sich.

Krankheitsentschuldigungen müssen durch ein Attest des staatlichen Gesundheitsamtes Diekirch belegt sein.

Anträge auf Zurückstellung bezw. Befreiung müssen bereits bei der Erfassung vorgelegt werden. Dieselben müssen von dem Ortsbürgermeister beglaubigt bezw. befürwortet sein.

Am 18. Februar 1943 wurde ich zum Arbeitsdienst einberufen, nur wenige Tage später als mein Bruder Jemp. Ich kam nach Ohlau, nicht weit von Breslau entfernt. In diesem Lager befanden sich viele Luxemburger von denen mir einige gut bekannt waren, da ich mit ihnen gemeinsam das Gymnasium in Diekirch besucht hatte. Außerdem befanden sich unter uns einige aus dem Erzbecken. Im Gegensatz zu uns hielten diese mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berg, so dass wir schon sehr bald eine Gemeinschaft bildeten, die sich nicht alles gefallen ließ. Der Kommandant des Lagers, ein Oberfeldmeister älteren Jahrgangs, hatte die Situation der Luxemburger erfasst und behandelte uns dementsprechend gut. So ging die Arbeitsdienstzeit ohne besondere Ereignisse vorbei. Der Ton war zwar rau, doch verließen wir das Lager am 10. Mai 1943, ohne dass wir besonderen Schaden genommen hatten.

Wir waren kaum 14 Tage zu Hause, als die Ersten von uns bereits den Stellungsbefehl zur Wehrmacht erhielten. Diejenigen, die sich zur Luftwaffe gemeldet hatten, kamen zur weiteren Ausbildung nach Marburg an der Lahn. Dort waren sie nur kurze Zeit und wurden dann nach Ermelo in Holland verlegt.

Etwa einen Monat später bekam ich den Stellungsbefehl zur Wehrmacht, und dies zusammen mit meinem Bruder Jemp. Wir kamen zwar beide nach Crailsheim, doch erfolgte unsere Hinreise auf unterschiedlichen Wegen. In einer Kaserne zu Crailsheim wurden wir eingekleidet und mit den militärischen Grundzügen vertraut gemacht. Nach etwa 8 bis 10 Tagen wurde uns zur Kenntnis gebracht, dass wir an einen anderen Standort verlegt würden. Am darauf folgenden Tage ging es per Eisenbahn über Heidelberg nach Koblenz. Als wir dort ankamen, dachten wir, dass die weitere Fahrt möglicherweise über Luxemburg führen würde.

Doch war dies nicht der Fall. Die Fahrt führte nämlich nach Belgien, wo wir die Hauptstadt Brüssel erreichten, dort kurz halt machten, um dann weiter bis nach Malines befördert zu werden. Zu diesem Zeitpunkt waren wir noch 18 bis 20 Luxemburger. Ich kann mich nur noch erinnern, dass ein gewisser Seil aus Esch/Alzette, und der Sohn der Familie Moitzheim, dessen Eltern in der Stadt Luxemburg ein Brillengeschäft führten, mit mir zusammen waren.

In Malines fand nun unsere Ausbildung statt. Hier waren drei Kompanien zur Ausbildung, die 9. 10. und 11. Wir Luxemburger waren in der 11. Kompanie. Die Ausbildung war äußerst straff und verlangte alles von uns ab. Die Ausbilder verfuhren auch nicht gerade zimperlich mit uns. Erst als ein Kompanie-angehöriger einen Selbstmord versuchte, wurde die Ausbildung etwas menschlicher. Von der Stadt Malines sahen wir nur wenig. Wir kannten die Kaserne und den Weg zum Bahnhof. Nur einmal durfte die gesamte Ausbildungsmannschaft ins Theater.

Kaum war unsere Ausbildung in Malines beendet, da ging es wieder auf Transport. Wir kamen wieder nach Brüssel, wo wir eine Nacht verbrachten. Dann wurden wir in einem Zug verfrachtet, der uns über Paris nach Rochefort brachte. Es handelte sich genauer gesagt um Rochefort am Meer, nahe bei Bordeaux. Dort kamen wir zum Fliegerregiment 1, wo wir aufs Neue einer schikanösen Infanterieausbildung unterzogen wurden. Wegen des Klimas war von morgens 11 bis nachmittags 15 kein Dienst. Hier gab es ein Problem mit der täglichen Wasserversorgung. Ein Eisenbahnzug mit Vittel-Wasser war gesprengt worden, so dass die Wasserversorgung uns schwer zu schaffen machte. Es war zwar genügend Meerwasser vorhanden, dieses eignete sich infolge des Salzgehaltes jedoch nicht zum Trinken.

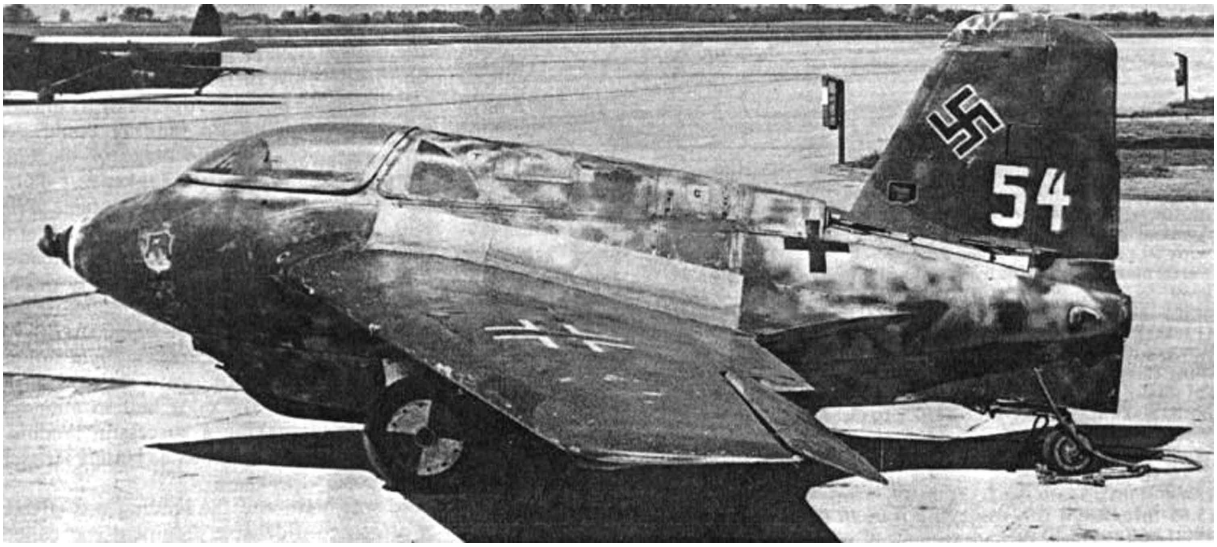
An diesem Standort konnten wir uns dann entscheiden, welche Tätigkeit in der Luftwaffe wir bevorzugten. Die einen wollten Pilot werden, andere Bordschütze, wieder andere Funker. Später erfolgte die Verteilung auf die entsprechenden Spezialgebiete. Ich hatte mich als Funker gemeldet. Wir kamen nach Nordhausen, wo wir eine Ausbildung als Funker absolvierten. Dort war ich wieder mit meinem Bruder Jemp zusammen, da dieser sich ebenfalls zu den Funkern gemeldet hatte. Diese Ausbildung bestand vorwiegend aus theoretischem Unterricht, außerdem wurden wir mit den Flugzeugtypen und der Bewaffnung vertraut gemacht.

Im Februar 1944 mussten wir über die uns vermittelten Kenntnisse einen Test ablegen. In der Folge wurden wir einer Flugzeugfabrik zugeteilt, um praktische Erfahrungen zu sammeln. Im Zuge dieser Maßnahmen kam ich wieder zurück nach Breslau. Ich hatte bei meiner Prüfung die erforderliche

Punktzahl nicht erreicht, so dass für mich ein zweiter Test angeordnet wurde, wobei man mir allerdings androhte, dass ich zur Infanterie versetzt würde, im Falle wo ich den zweiten Test nicht bestehen würde.
Ich muss allerdings einfügen, dass die ganze Sache mich sowieso nicht interessierte, aus welchem Grunde ich mir bei der Absolvierung des ersten Testes nicht die geringste Mühe gegeben hatte. Als nun jedoch im Raum stand, dass diejenigen, die den Test nicht bestehen würden, zur Infanterie kämen, besann ich mich, und ich bestand den zweiten Test ohne Beanstandung.

Nach Beendigung des Lehrgangs sollten wir nach Ostpreußen versetzt werden. Im letzten Moment wurde dieser Befehl jedoch wieder annulliert und uns wurde zur Kenntnis gebracht, dass wir bis auf weiteres an unserem Standort verbleiben müssten. Wenig später wurden wir zu viert nach Zwickau abkommandiert. Dort bestand eine Firma, die Reparaturen an Flugzeugen vornahm und zusätzliche Waffen und Geräte einbaute. In diesem Werk arbeiteten wir gemeinsam mit Zivilangestellten. Seltsamerweise mussten auch wir dort unsere Uniform gegen Zivilkleider eintauschen. Der einzige, welcher eine Uniform trug, war der Chefingenieur. Wir waren noch nicht lange in diesem Werk, als ein Offizier der Ausbildungsstelle Nordhausen vorstellig wurde, der uns einen Marschbefehl aushändigte, der sich in einem Briefumschlag zusammen mit allen anderen persönlichen Papieren befand. Der Umstand, dass unsere Papiere vorerst in Nordhausen zurückbehalten worden waren und die Tatsache, dass wir im Werk Zivilkleider trugen, lässt vermuten, dass unser Auftrag der absoluten Geheimhaltung unterlag.

Ich kam später zur 1. Staffel des Jagdgeschwaders 400, welche in Wittmund, in der Nähe von Wilhelmshaven lag. An diesem Ort bestand ein sehr großer Flughafen, ich würde sagen, das gesamte Gelände war größer als die Stadt Ettelbrück. Hier sahen wir die ersten Düsenjäger. Die Me 163.



Messerschmitt Me 163B Komet

Als unkonventionelles Raketenflugzeug, das im Zweiten Weltkrieg in den Truppendienst der deutschen Luftwaffe kam, war die Me 163 ein Jagdflugzeug zur Heimatverteidigung mit ultra kurzer Reichweite, bei dem alles zugunsten der Fähigkeit, in kürzest möglicher Zeit angreifende Bomber zu stellen, geopfert wurde. Auf jede mögliche Weise wurde Gewicht eingespart. Das betraf auch das Fahrgestell, welches unmittelbar nach dem Start abgeworfen wurde. Die Flugdauer war kurz, etwa 10 Minuten mit voller Leistung. Die Maschine konnte jedoch innerhalb von 2 ½ Minuten auf 9150 m steigen. Die hohe Fluggeschwindigkeit, Steig- und Kurvenflugleistung der Komet zwang sowohl die eigenen Piloten als auch ihre Gegner zu neuen Taktiken, aber unter erstgenannten hatte die Me 163 bald den Ruf, eine Todesfalle zu sein.
Oft schlug sie mit solcher Kraft auf ihren Landeschlitten, dass sich Treibstoffreste entzündeten und sie in einem Feuerball explodierte. Tatsächlich gingen mehr Me 163 auf diese Weise als im Kampfeinsatz verloren. Zur Zeit der Kapitulation waren über 350 Me 163 gebaut worden.

-Quelle: Die Weltkrieg II-Flugzeuge. Motorbuch Verlag Stuttgart 1972 –

Zusammen mit drei Deutschen bildeten wir eine Vierergruppe, welche für die Wartung der Funksprechgeräte in den Flugzeugen verantwortlich war. An diesem Standort verblieben wir etwa einen Monat. Dann hieß es, wir würden verlegt, denn nun würde der Krieg für uns so richtig beginnen.

Es muss dies etwa im Monat Juni-Juli 1944 gewesen sein, denn die Invasion der Alliierten hatte bereits stattgefunden. Bis zu diesem Zeitpunkt war Lanners Menn aus Ettelbrück noch mit mir zusammen, der jedoch nach Halle versetzt wurde.

Für mich hieß die nächste Station Brandis, in der Nähe von Leipzig. Hier wurden wir ebenfalls mit der Wartung der Funkgeräte betraut. Unter dem fliegenden Personal befand sich ein Hauptmann namens Faldenbaum, der als Kunstflieger einen Namen hatte. Dieser Mann stammte aus Köln. Nachdem er erfahren hatte, dass ich Luxemburger sei, sagte er mir, dass er unser Land sehr gut kennen würde.

An diesem Ort befand sich ebenfalls eine Alarmmeldestaffel, die aus einem Hauptmann und mehreren Luftwaffennachrichtenhelferinnen bestand. Deren Aufgabe war es, den Einflug von feindlichen Fliegerverbänden zu melden. Diese Meldungen wurden dann an die Flak sowie an die Luftschutzzentrale weitergeleitet. Natürlich stiegen dann jedes Mal Flugzeuge von unserem Fliegerhorst auf, welche als so genannte Abfangjäger eingesetzt wurden. Bei diesen Flugzeugen handelte es sich ebenfalls um den neuen Düsenjäger, die Me 163. Diese Maschine konnte nur sehr kurz in der Luft bleiben, da sie einen enormen Spritverbrauch zu verzeichnen hatte. Diese Maschinen waren erst kurzzeitig im Einsatz. Die Existenz dieses neuen Typs unterlag absoluter Geheimhaltung. In unserem Bereich gab es drei Staffeln mit ungefähr 50 Maschinen dieses neuen Typs. Je ein amerikanisches Flugzeug wurde von einem Feldwebel Schulz ein anderes von einem Unteroffizier Schiebele abgeschossen.

Der Flugbetrieb lief dann normal weiter bis etwa März 1945. Dass es im Westen noch zu einer großen Offensive gekommen war, die später bei uns als Rundstedtoffensive bekannt war, hatten wir mitbekommen, denn eines Tages wurde verkündet: *„Das Heer ist heute Morgen im Westen zum Gegenangriff angetreten. Auf Kameraden, zeigt was die Luftwaffe kann!“*

Die noch einsatzfähigen Maschinen wurden in einem Waldstück nahe der Landebahnen in Hangars abgestellt und gegen die Sicht von oben getarnt. Zum Schluss wurde noch ein neuer Jäger, ein so genannter „H-Jäger“ eingesetzt. Dieser taugte jedoch nichts. Deshalb ist seine Verwendung kaum erwähnenswert.

Um den 7. April 1945 wurde dieser Fliegerhorst aufgegeben, da amerikanische Truppen sich bereits Leipzig genähert hatten. Wir zogen uns zurück nach Dresden. Ein höherer Parteifunktionär nahm dann mit einem vorgesetzten Offizier Kontakt auf, und uns wurde ein Gebiet zur Verteidigung zugewiesen. Da die Amerikaner sich jedoch ständig näherten erwies eine Verteidigung sich als sinnlos, so dass wir versuchten irgendwo unterzukommen.
Wir wählten dann einen Ort der Hohenberg hieß und nahe an der tschechischen Grenze lag. Dort waren wir kurzfristig bei Privatleuten einquartiert. Dieses Dorf bestand aus zwei Ortsteilen und zählte nur wenige Häuser. In jedem Haus lagen zwei oder drei Leute unserer Einheit.

Inzwischen hatten die amerikanischen Truppen sich bereits bis auf wenige Kilometer genähert. Normalerweise griffen die Amerikaner in der Nacht nicht an. Hier kam es dann jedoch anders, denn ein nächtlicher Angriff fand entgegen unserer Erwartung statt. Wir zogen uns zurück, überschritten die Grenze und gelangten in ein erstes tschechisches Dorf. Hier wurden wir von der Hitler- Jugend angehalten, die uns nach der Parole fragte. Natürlich kannten wir die Parole dieses Haufens nicht, so dass diese ihre Waffen bedrohlich auf uns richteten. Ein bereits älterer Feldwebel ging dann jedoch auf die Hitlerbuben zu und forderte sie auf, ihren Unfug sofort zu unterlassen. Diese ließen uns dann ziehen, so dass wir uns im Dorf niederlassen konnten.

In den Morgenstunden waren wir dann plötzlich von amerikanischen Panzern und Infanterieeinheiten eingeschlossen. Hier hatten die amerikanischen Truppen noch mehrere Tote zu beklagen, da die

fanatischen Hitlerbuben das Feuer auf sie eröffnet hatten. Auch von unserer Einheit wurde noch einer tödlich getroffen. Dessen unnötiger Tod war jedoch lediglich dem Fanatismus und dem Starrsinn dieser Hitlerjugend zuzuschreiben.
Ich traf nun die Entscheidung, mich allein von meiner Truppe zu entfernen, ohne auf den Ratschlag meines deutschen Gefährten Karl-Heinz zu achten, welcher mir nahe gelegt hatte, mit ihm zusammen zu bleiben, denn uns würde nicht viel geschehen. Ich ging zurück ins Dorf, wo die Leute sich sofort bereit erklärten, mir Zivilkleider zu geben, so dass ich aussah wie ein landwirtschaftlicher Arbeiter. Unglücklicherweise hielten sich in diesem Dorf auch russische Frauen auf. Als die Amerikaner wenig später im Dorf eintrafen und nach deutschen Soldaten fragten, wurde ich von den Russinnen sofort verraten.

Die Amerikaner nahmen mich umgehend gefangen, nachdem sie mir zuvor mit Erschießen gedroht hatten. Ich wurde dann jedoch nicht weiter behelligt, sondern ins Dorf zurückgebracht, wo ich mit den anderen Gefangenen eine Nacht verbrachte. In der Folge brachten sie uns nach Brünsiedel, wo wir in einer alten Brauerei untergebracht wurden. Von dort kamen wir in ein Lager in der Nähe von Nürnberg.

Am darauf folgenden Tag fuhren eine Menge Lastwagen vor, und wir wurden aufgefordert aufzusteigen. Die anschließende Fahrt dauerte von morgens 8 bis abends spät. Es war dies am 28. oder 29. April 1945. Wir landeten im Lager Heidesheim am Rhein. So nahe der Heimat dachten wir natürlich, dass wir nun schon bald nach Hause kämen. Wir sollten uns gewaltig irren. In diesem Lager fand ich 24 Luxemburger. In den folgenden Tagen kamen noch unzählige Gefangene hinzu. Es waren Belgier, Franzosen, Italiener, Jugoslawen, ja sozusagen Leute von allen erdenklichen Nationen.

Nachdem die Kapitulation der deutschen Wehrmacht am 8. Mai 1945 stattgefunden hatte, wurden wir Luxemburger von den anderen getrennt. Wir wurden nach Biwelsheim gebracht. Nach einigen Tagen ging es dann weiter nach Bad-Kreuznach. Hier befand sich ein sehr großes Lager. In diesem Gefangenenlager lagen 600.000 Mann, darunter viele Luxemburger Kameraden. Nach einigen Tagen wurden die Luxemburger von den anderen abgesondert.

Es vergingen dann wieder einige Tage und dann, an einem Sonntag, hieß es plötzlich: „Die Luxemburger antreten“. Plötzlich fuhr ein in Luxemburg immatrikuliertes Fahrzeug vor, dem einige Militärs entstiegen. Außer einem Amerikaner waren unter ihnen der luxemburgische Capitaine Wolf und Sergent-Chef Biwer.

Das Luxemburger Wort brachte unter dem Datum vom 19. Juni 1945 unter der Rubrik „Nouvellen vun onse Jongen an der Friemt“ nachfolgende Information:

We de Büro vum Majo’er Ensch (Mission Militaire) matdélt, sin de folgend 155 Letzeburger zu Bad-Kreuznach an engem alliie’erte Krichsgefangenelager:

Es folgen 155 Namen, darunter Hirt Michel, Rock Roger, Wagner Jean aus Ettelbrück, und Maquil Victor aus Mertzig..
11 zusätzliche Namen von luxemburgischen Wehrmachtsfreiwilligen werden genannt, mit dem Hinweis, dass diese sich ebenfalls in alliierter Kriegsgefangenschaft befinden würden.
Außerdem enthält dieser Artikel folgende Meldung:

Eine Kommission unserer Mission Militaire (Service des prisonniers de guerre) unter der Leitung von Capitaine Wolf und Serg.Chef Biwer war letzte Woche in Deutschland und hat auch Luxemburger im Lager Bad-Kreuznach besucht. Alle Maßnahmen wurden getroffen, um diese noch Ende der Woche nach Hause zu bringen. Die Namen auf dieser Liste hat Sergeant Langers noch in der Nacht zum Montag von Wiesbaden nach Luxemburg gebracht, wo sofort die Personalakten überprüft und Listen aufgestellt wurden, um die Wiederkehr vorzubereiten. An den Familien der Genannten ist es jetzt, schnellstens Zivilkleider bei der Mission militaire „um Gruew“ in der Stadt Luxemburg und eine Bescheinigung über die politische Haltung abzuliefern, insofern diese Vorschrift noch nicht erfüllt ist.

Nach etwa 2 Tagen brachte man uns zu einem kleinen Bahnhof in der Nähe, wo ein Zug bereitstand. Mit diesem Zug fuhren wir dann eine kurze Strecke, wo unsere Waggons dann an eine größere Lok

angekuppelt wurden. Die Fahrt führte in der Folge über Diedenhofen nach Stenay, in ein großes Auffanglager.
Hier wurden wir von deutschen Gefangenen gefilzt. Man kann es fast nicht glauben, doch in diesem Lager hatten die Deutschen das Sagen. Bereits am darauf folgenden Tag wurden die Luxemburger in eine Art Schloss befohlen, wo die Namen und andere Details notiert wurden.
Wir verbrachten in der Folge noch kurze Zeit in Zelten innerhalb des weitläufigen Lagers. Dann kamen wieder luxemburgische Militärpersonen unter der Führung von Capitaine Brahms. Aufs Neue wurden alle Luxemburger zusammengerufen und nun erfolgte die Trennung der Zwangsrekrutierten von den Freiwilligen. Hier wurden dann auch die ersten Schläge ausgeteilt, denn alle die sich freiwillig zur deutschen Wehrmacht gemeldet hatten, waren in unseren Augen nichts anderes als miese Verräter. Mit einigen Lastwagen und einem Rotkeuzwagen wurden wir nach Luxemburg gebracht, wo wir am 22. Juni 1945 eintrafen.“

* Prophezeiung „der heiligen Odile“

„Höre Bruder! Ich habe den Schrecken der Wälder und der Berge gesehen. Die Menschen waren vor Terror gelähmt. Die Zeit ist gekommen, da Deutschland das kriegerischste Land der Erde geheißen wird. Es hat das Zeitalter erreicht, da aus seiner Mitte der schreckliche Krieger aufsteht, der den Weltkrieg unternimmt, und den die kriegsführenden Völker den Antichrist nennen, verflucht von den Müttern, die ihre Kinder beweinen und wie Rahel Trost verweigern.

Zwanzig verschiedene Nationen werden in jenem Kriege kämpfen. Der Eroberer wird aus dem Donautale hervorgehen. Der Krieg, den er unternehmen wird, wird der schrecklichste sein, den menschliche Wesen je erlitten. Er wird flammende Waffen gebrauchen und die Helme seiner Soldaten werden mit scharfen Spitzen versehen sein, die Blitze schleudern. Er wird Siege erringen zu Lande, zu See und in der Luft. Dann werden seine geflügelten Krieger in unglaublichen Ritten in die Luft steigen, die Sterne ergreifen und sie auf die Städte werfen und große Brände entfachen. Die Völker werden in ihrer Überraschung ausrufen: `Woher kommt seine Stärke?` Die Erde wird erschüttert vom Schock der Kämpfe, die Flüsse werden rot sein vom Blut und die Ungeheuer der See werden entsetzt bis in die tiefsten Tiefen der Ozeane flüchten. Zukünftige Generationen werden erstaunt sein darüber, dass seine Gegner den siegreichen Marsch nicht aufzuhalten vermochten. Ströme menschlichen Blutes werden um den Berg herum fließen und das wird die letzte Schlacht sein. Der Eroberer wird jedoch den Höhepunkt seiner Macht gegen Mitte des 6. Monats des 2. Jahres der Feindseligkeiten erreicht haben. Das wird das Ende des ersten Zeitabschnittes, der Periode der blutigen Siege sein. Dann glaubt er, seine Bedingungen diktieren zu können.
Der zweite Teil des Krieges wird an Dauer gleich der Hälfte des ersten Teiles sein. Man wird sie die Zeit des Niederganges nennen. Gegen Mitte jener Zeit werden die unterjochten Völker rufen: Friede! Friede! Aber es wird keinen Frieden geben. Es wird nicht das Ende aber der Anfang des Endes sein, wenn der Kampf in der Stadt der Städte tobt. Zu der Zeit möchten viele der Seinigen ihn steinigen. Aber im Orient werden wunderbare Dinge geschehen.

Die dritte Periode wird von kurzer Dauer sein. Man wird sie die Zeit der Invasion nennen, denn nach gerechter Rückkehr aller Dinge wird das Land des Eroberers von allen Seiten überrannt. Seine Armeen werden von einem großen Übel heimgesucht und dahingerafft und alle werden sagen: `Das ist der Fingerzeig Gottes`. Die Völker glauben, dass sein Ende nahe ist; das Zepter wird in andere Hände kommen und die Meinigen werden sich freuen. Die Völker werden wiedererlangen, was sie verloren und etwas mehr. Die Gegend von Lutetia wird gerettet wegen ihrer gesegneten Berge und ihrer frommen Frauen. Und doch werden alle an ihren Untergang geglaubt haben. Aber die Völker werden sich auf den Berg begeben und Gott loben, denn die Menschen werden solche Gräuel in diesem Kriege gesehen haben, dass ihre Generationen nie wieder Krieg wollen. Wehe denen aber, die den Antichrist nicht fürchten, denn er wird neue Morde anstiften. Aber das Zeitalter des Krieges ohne das Schwert ist gekommen und man wird die beiden Hörner des Mondes sich vereinen sehen, denn in jenen Tagen werden die erschrockenen Menschen Gott wahrhaft anbeten und die Sonne wird von ungeahntem Glanze sein.“

Interview vom 13. Mai 1992 (Heinrich Paul und Schiltz Jos)

Paul Heinrich

Erlebnisbericht von Vic Maquil

Vic Maquil wurde am 26. September 1923 in Mertzig geboren.

„Als ich zum Arbeitsdienst einberufen wurde, mussten wir uns in der Stadt Luxemburg melden, von wo die Fahrt ab Bahnhof Hollerich nach Trier führte. Dort in Trier fand eine erste Einteilung zu den verschiedenen Standorten statt. Während viele nach Turek kamen, befand ich mich unter denen, die nach Kulm an der Weichsel mussten. Diese Örtlichkeiten befanden sich damals in dem von den Deutschen besetzten Polen.

Die genaue Zahl der Einberufenen kann ich nicht mehr angeben, doch waren es gewiss mehr als 500. In glaube nicht, dass beim Namensappell in Luxemburg bereits welche fehlten, jedenfalls wurde in dieser Hinsicht kein Wort verloren.
Der Arbeitsdienst war für mich erträglich. Ich würde sagen, dass wir anständig behandelt wurden, so dass die 6 Monate für meine Begriffe ziemlich schnell vergingen. Unsere Haupttätigkeit bestand während dieser Zeit darin, dass wir Schießstände bauten. Später kam mir zugute, dass ich das Schusterhandwerk erlernt hatte und bereits nach zwei Monaten in die Schusterei abkommandiert wurde. Hier genoss ich eine Art Sonderstellung, womit automatisch eine bessere Behandlung verbunden war. Man behelligte uns nur selten, doch mussten wir im Gegenzug Gefälligkeiten gegenüber der Obrigkeit akzeptieren, ohne darüber ein Wort zu verlieren. Mit mir waren sehr viele Luxemburger zusammen. Unter anderen die beiden Gebrüder Raths aus Bissen.

Außer mir waren noch meine beiden Brüder Alfred und Félix eingezogen. Alfred war Mitglied der „Freiwilligen Kompanie“. Er war dabei, als die Kompanie im Dezember 1940 nach Weimar in Thüringen abkommandiert wurde. Inzwischen war er jedoch bereits desertiert, und wir zu Hause wussten nicht, wo er sich aufhalten würde. Mein Bruder Félix dagegen war die ganze Zeit über in unserem Elternhaus in Mertzig und in mehreren Privathäusern versteckt.

Nachdem die Arbeitsdienstzeit beendet war, bekamen wir Urlaub und durften nach Hause. Als wir dort ankamen lag der Stellungsbefehl zur Wehrmacht bereits auf dem Tisch. Von Kollegen, die vor uns zum Arbeitdienst oder zur Wehrmacht einberufen worden waren, hatten wir ja bereits erfahren, wie die ganze

Sache sich abwickelte, doch war ich trotzdem deprimiert, als der Stellungsbefehl uns bereits zu Hause erwartete.
Ich dachte zu diesem Zeitpunkt ebenfalls daran, dem Befehl nicht Folge zu leisten, doch waren zu diesem Zeitpunkt die Umsiedlungsaktionen bereits angelaufen und jeder wusste, was den Familienangehörigen im Falle einer Desertion blühen würde. Da meine beiden Brüder als Deserteure galten, gab es für mich keine andere Möglichkeit, als mich dem Befehl zu stellen. Meine Mutter war in der Zwischenzeit zwar gestorben, doch lebten im Elternhaus noch mein Vater und meine Schwester mit vier Kindern. Diese wollte ich den Unbilden einer Umsiedlung nicht aussetzen, so dass ich mich entschloss, dem Stellungsbefehl zur Wehrmacht Folge zu leisten.

Die Abfahrt zur Wehrmacht fand dann am Bahnhof in Hollerich statt. Hier ging es diesmal nicht ohne Tumult her. Die Zahl der Einberufenen war damals sehr hoch. Ich würde sagen, wir waren tausend, es können jedoch auch mehr gewesen sein. Bevor der Zug sich in Richtung Trier in Bewegung setzte, hatten wir die Abteile bereits zum Teil demoliert. Vor der Grenze wurden Bänke, Fenster und Toiletten ins Freie geschmissen. Unsere Nationalhymne und andere luxemburgische Lieder erklangen aus hunderten von Kehlen. Es war eine Rebellion die klar zeigte, auf welche Weise die jungen Luxemburger diesen schmählichen Eingriff in ihr Leben verabscheuten.

Obschon unzählige deutsche Wehrmachtssoldaten und Mitglieder der Feldgendarmerie den Zug begleiteten, hielten diese sich vorerst noch zurück. Als wir jedoch in Trier anlangten, wurde jedoch Protest durch Verhaftungen und Drohungen im Keim erstickt. Wir wurden umgehend in zwei großen Kasernen untergebracht. Hier in Trier waren wir zwei Tage.

Dann erfolgte der Transport nach den Kasernen des Dritten Reiches, doch wurden wir vorher in kleinere und größere Gruppen eingeteilt. Mit anderen Kollegen zusammen kam ich nach Leipzig, wo wir auf einem größeren Truppenübungsplatz zusammengefasst wurden. Die Quartiere dort bestanden aus Baracken und aus Zelten. Hier begann zwar die Ausbildung, doch waren wir nicht länger als 10 Tage an diesem Ort. Von dort aus führte die Fahrt nach Witebsk, wo wir unter schwierigen Bedingungen für den Fronteinsatz ausgebildet wurden.

Unsere Ausbildung war eine rein infanteristische, so dass wir nur an leichten Waffen ausgebildet wurden. Hier ereignete sich allerdings eines Tages ein schwerer Unfall, als ein Blindgänger unbestimmter Herkunft gefunden wurde.
Eine Pioniergruppe, die sich mit solchen Sprengkörpern auskannte, begab sich an Ort und Stelle, um die Granate unschädlich zu machen. Plötzlich gab es eine gewaltige Explosion. Nachdem die Sprengwolke sich verzogen hatte eilten wir hin, doch gab es von der Gruppe keinen Überlebenden mehr. Soweit ich mich erinnere waren 9 Tote die traurige Bilanz dieser Aktion. Unter ihnen auch ein Luxemburger, und zwar ein gewisser Neiens aus dem Trintinger-Tal. Ich glaube, die Eltern hatten dort ein Hotel.

> Als ich nach dem Krieg bei der Brauerei in Diekirch beschäftigt war, traf ich eines Tages Angehörige dieser Familie im Café Turmes in Diekirch. Nachdem ich erklärt hatte, dass ich Neiens Roby gekannt hätte, machte man mir vorerst Vorhalte, dass ich nicht mit ihnen (der Familie) in Verbindung getreten sei, doch war man in der Folge so gespannt, dass die Vorwürfe im Laufe des Gesprächs gänzlich als nebensächlich betrachtet wurden.

Nachdem die sehr harte Ausbildung beendet war, kam ich zu einer Infanterie-Division, deren Bezeichnung mir allerdings nicht mehr gegenwärtig ist. Wir befanden uns nicht weit von der Front Welikije-Luki. Dieser Ort wurde von deutschen Stukas bombardiert, wobei viele deutsche Soldaten ihr Leben ließen.

> Diese Stadt wurde am 18. Juli 1941 von der deutschen Panzergruppe „Hoth“ erobert. Während der sowjetischen Winteroffensive im Januar 1942 konnte der Angriff der Russen nur mit Mühe von den Deutschen zum Stillstand gebracht werden. Am 15. Januar 1943 wurde die von Hitler als „fester Platz“ erklärte Stadt von der sowjetischen Kalinin-Front des Generalobersten Jeremenko überrannt. Nur wenige Verteidiger konnten sich hinter die deutschen Linien retten.

Unsere Einheit war dort regelmäßig in Kämpfe mit sowjetischen Truppen verwickelt. Wenn die Russen angriffen, ging diesen Kampfhandlungen fast immer eine gewaltige Artillerievorbereitung voraus. Besonders machten uns die Raketengeschosse der so genannten Stalinorgel schwer zu schaffen. Diese gefürchtete Waffe fügte den deutschen Truppen schwere Verluste zu. Auch in unseren Abschnitten war dies der Fall.

Hier spielten sich entsetzliche Szenen ab. Wir lagen oder standen in Laufgräben, welche jedes Mal einen ganzen Zug aufnehmen konnten. Hier fand normalerweise alle 4 Stunden eine Ablösung statt. Oft, wenn das feindliche Artilleriefeuer zu stark war, dauerte es auch länger, bevor man nach hinten in die Ruhestellung kommen konnte. Zeitweilig lagen die Russen nur 200 bis 300 Meter von uns entfernt. Beim Beobachten der feindlichen Stellungen war äußerste Vorsicht geboten. Man durfte sich unter keinen Umständen schnell bewegen. Die Russen bekamen die kleinste Bewegung mit. Einen jungen Deutschen meiner Gruppe traf es während der Wache. Er stand neben mir im Graben, als er einen Kopfschuss erhielt. Er war auf der Stelle tot.

Das bekannte „Urräh“, das Kampfgeschrei der angreifenden Russen, habe ich nie vergessen. Mehrmals überrannten die Russen unsere Stellungen, so dass es zum Nahkampf kam. Wenigstens 3- oder viermal war ich in Nahkämpfe verwickelt, wobei das Bajonett eine tragende Rolle spielte.

Inzwischen war der Winter hereingebrochen und es war entsetzlich kalt. In den Laufgräben stand das eisigkalte Wasser mehrere Zentimeter hoch. Des Öfteren kam es vor, dass wir unsere Stiefel, die so genannten Knobelbecher, ununterbrochen während vier oder fünf Tagen trugen. Eines Tages, als ich nach mehreren Stunden abgelöst werden sollte, spürte ich meine Füße nicht mehr. Ich hatte nicht mehr das geringste Gefühl. Ich war nicht einmal mehr in der Lage mich aus eigener Kraft aus dem Graben zu erheben. Zwei Männer meiner Gruppe mussten mir behilflich sein, um den Graben überhaupt verlassen zu können. Zur gleichen Zeit lag unsere Stellung unter gegnerischem Störfeuer. Alle 5 bis 10 Minuten schlug eine Granate in der näheren oder weiteren Umgebung ein. Zufällig schlug eine Granate in unserer Nähe ein, als man mich aus der Stellung wegführen wollte. Ich bekam einen Splitter, der mich am rechten Enkel traf. Nachdem meine beiden Begleiter mich aus dem Graben gehoben hatten, kam ein Sanitäter hinzu. Gemeinsam hob man mich auf einen Panjeschlitten, und man brachte mich zu dem nahe gelegenen Hauptverbands- platz.

Dort sah es nicht gut aus. Überall verstümmelte Leichen, abgerissene Arme und Beine. Verzweifelte Schreie. Nachdem man mir die Stiefel aufgeschnitten hatte, stellte man eine Erfrierung zweiten Grades meiner Füße fest. Sie waren stark angeschwollen und hatten eine grünlich-blaue Farbe angenommen. Der Splitter wurde hier noch nicht entfernt, da der Arzt meiner Meinung nach kein Chirurg war. Der Weitertransport mit einem Sanitätskraftwagen erfolgte umgehend, und ich wurde in ein großes Lazarett nach Brest-Litowsk gebracht. Brest-Litowsk war eine größere Stadt auf polnischem Gebiet.

Hier ließ die Behandlung nichts zu wünschen übrig. Die Ärzte in diesem Lazarett waren kompetent und gegenüber den Patienten sogar sehr mitfühlend.
Man entfernte mir den Splitter und kümmerte sich um meine im 2. Grad erfrorenen Füße, die recht übel aussahen. Ein Fuß sah so schlimm aus, dass ich der Überzeugung war, man müsste ihn amputieren. Der mich behandelnde Arzt, gab an, er würde sein Bestes tun, um nicht zu diesem letzten Mittel greifen zu müssen.

Mir wäre eine solche Maßnahme sogar gleichgültig gewesen, denn mein Fronteinsatz hatte mich seelisch derart mitgenommen, dass mir alles recht gewesen wäre, nur um diesem unnötigen Sterben zu entrinnen. Nach etwa 14 Tagen waren meine Wunden soweit wieder in Ordnung, dass einer Verlegung nichts mehr im Wege stand. Ich kam zuerst in ein Lazarett in Bad Pyrmont, wo ich mehrere Wochen verblieb. Hier bekam ich Besuch von meinem Bruder Nicolas. Dann wurde mir gesagt, ich bekäme Genesungsurlaub, doch vorher müsste ich mich jedoch noch einer stationären Behandlung unterziehen. Man sagte mir vorerst nicht, wo eine solche Nachbehandlung stattfinden sollte.

Mein Bruder Nic kam noch ein zweites Mal nach Bad Pyrmont, und ich bekam bei diesem zweiten Besuch die Erlaubnis, mit ihm nach Luxemburg zurückzufahren, nachdem mir entsprechende Papiere ausgehändigt worden waren. Mein Urlaubsschein enthielt jedoch die strikte Anweisung, dass ich mich vorher in dem im Konvikt in Luxemburg eingerichteten Militärhospital zu melden hätte. Ich leistete dieser Anordnung selbstverständlich mit Freude Folge.
Im Konvikt blieb ich zirka 3 Wochen. Hier waren Verwundete von allen Nationalitäten untergebracht. Ungefähr 50 Mann lagen in einem Saal. Mit mir zusammen waren 18 Luxemburger zu dieser Zeit im Lazarett.

Sehr gut kann ich mich noch an Camille Angelsberg aus Ettelbrück erinnern, dam man ein Bein amputiert hatte. Dessen Mutter führte in Ettelbrück eine Gastwirtschaft am Bahnhof. Dann war noch Jos Hirsch mit mir zusammen. Dieser hatte an der russischen Front eine schwere Knieverletzung erlitten und es ging das Gerücht, dass ein Arzt ihm die Kniescheibe eines gefallenen Russen verpflanz hätte. Dann war noch ein André Mathias aus Hoffelt im Lazarett. Dieser hatte schwere Verbrennungen, die er angeblich durch Selbstverstümmelung erlitten hatte. So wie gemunkelt wurde, hatte ihm seine Mutter diese Verletzung mit siedendheißem Wasser beigebracht, um ihren Sohn von der Wehrmacht frei zu bekommen.

Meine Wunden heilten nach und nach, obschon die Erfrierungen meiner Füße nie wieder ganz in Ordnung kamen. Ich laborierte mein ganzes Leben lang an diesen Erkältungen. Nach etwa 3 Wochen wurde ich im Konvikt entlassen, und ich durfte mich nach Hause begeben, um meinen Erholungsurlaub anzutreten. Da meine Füße mir jedoch noch immer arg zu schaffen machten, schickte ich ein Telegramm an meine Stammeinheit, mit der Bitte, mir meinen Genesungs- urlaub zu verlängern. Dies war eine gängige Praxis, die von vielen angewandt wurde und auch meistens Erfolg hatte.

In der Überzeugung, durch mein Telegramm würde man bei meiner Einheit Einsicht haben und mir einen weiteren Urlaub genehmigen, blieb ich zu Hause und ich half so gut es mir möglich war bei den täglich anfallenden Arbeiten. Hierzu gehörte auch das Lohschälen in den Hecken, wozu ich mich imstande fühlte, eine Tätigkeit, die mir sogar Spaß machte.

Eines Tages, ich hatte den Urlaub kaum überschritten, präsentierten sich bei mir zwei Gendarmen aus Grosbous. Es waren zwei Deutsche, die mir zu meinem Erstaunen kundtaten, dass ich meinen Urlaub überschritten hätte und nunmehr als Deserteur eingestuft wäre. Mit einem Lastwagen, den sie mitführten, brachten sie mich zur Gendarmerie nach Grosbous. Dort telefonierten sie mit irgendeiner Dienstelle in Luxemburg. Ich konnte hören, wie sie sagten, sie hätten den „Deserteur“ zwar verhaftet, doch würde es nicht so aussehen, als habe er sich absichtlich von der Truppe entfernt. Außerdem sei er verwundet, und es würde keine Gefahr bestehen, dass er sich irgendwie in Sicherheit bringen würde.

Die Aussagen der Gendarmen hatten zur Folge, dass ich wieder freigelassen wurde, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehl, mich innerhalb von 24 Stunden am Bahnhof in Luxemburg zu melden. Ich begab mich dann, wie vereinbart, nach der Stadt Luxemburg, wo ich mich bei einer Dienstelle der Feldgendarmerie meldete. Zu diesem Zeitpunkt war ich noch in voller Uniform mit Tornister und ging auf Krücken, nur das Gewehr hatte ich natürlich nicht mitbekommen. Die Leute der Feldgendarmerie behandelten mich anständig, sie machten mir keine Vorwürfe. Keine Drohungen. Ich bekam einen neuen Marschbefehl nach Leipzig. Diesmal befand sich nur ein einziger luxemburgischer Kollege im Abteil. Ich weiß seinen Namen zwar nicht mehr, doch trennten wir uns in Berlin, da er einen anderen Bestimmungsort hatte.

In Leipzig angekommen, suchte ich unverzüglich die dortige Kaserne auf, wo ich mich beim „Spieß“ (Hauptfeldwebel) der Kompanie meldete. Nachdem ich ihm meine Situation vorgetragen hatte, schickte er mich zu einem Arzt, der mich als „bedingt tauglich“ einstufte und mich in den Ernteeinsatz schickte. Mein neues Einsatzgebiet waren die Liegenschaften eines Ortsgruppenleiters in der Nähe von Leipzig, wo ich etwa 3 Wochen verbrachte.

Ich hätte zu diesem Zeitpunkt nochmals Genesungsurlaub bekommen, doch bestand eine Sperre für Luxemburg, da die Alliierten bereits in der Normandie gelandet waren und sich auf dem Vormarsch durch Frankreich befanden.

Inzwischen hatte ich einen Deutschen kennen gelernt, der aus Dänemark zurückgekommen war. Dieser trug mir an, den Urlaub mit ihm in seinem Heimatdorf in der Pfalz zu verbringen. Ich war einverstanden und verbrachte den mir zustehenden Urlaub mit ihm zusammen in seinem Heimatdorf. Ich wurde dann noch einmal für kurze Zeit ausgewählt ein französisches Gefangenenlager zu bewachen.

Als das Attentat vom 20. Juli 1944 auf Hitler verübt wurde, war meine Einheit dazu ausersehen einen Flugplatz zu bewachen. Wir hörten wohl von dem Attentat, doch wurde nicht viel darüber gesprochen. Als ich gegenüber einem Kollegen erwähnte, dass ich es schade fände dass es nicht geklappt hätte, gebot dieser mir absolutes Stillschweigen und machte mich auf die Gefahr einer solchen Aussage aufmerksam. Obschon von allen Fronten schlechte Nachrichten kamen, gab es noch immer eine Mehrzahl die an den Endsieg glaubte.

Nachdem man nun einschätzte, dass meine Wunden gänzlich verheilt seien, kam ich nochmals an die Front. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Russe bereits mit massiven Kräften angegriffen und die deutsche Front wurde von Tag zu Tag weiter zurückgedrängt. Die Deutschen leisteten an verschiedenen Stellen zwar noch erbitterten Widerstand, doch wurde von Tag zu Tag erkennbar, dass der Krieg verloren sei.

Als die Russen sich immer näher an die Stadt Leipzig vorarbeiteten, machte ein Deutscher mir den Vorschlag, dass wir uns von der Truppe entfernen sollten, um bei seinem Onkel in Marburg unterzutauchen. Ich war einverstanden, und so gingen wir nach Marburg und versteckten uns dort, bis die Amerikaner kamen. Gegen die herannahenden Amerikaner sollte unsere Division noch eingesetzt werden, doch hatten wir uns inzwischen ja von der Truppe entfernt.

Die Amerikaner erreichten den Ort, wo wir uns versteckt hielten. Der Onkel meines Kollegen wollte jedoch keine Probleme mit den Amerikanern, aus welchem Grunde er diese ansprach und ihnen mitteilte, dass er zwei ehemalige Wehrmachtsangehörige versteckt hatte. Er übergab uns sozusagen den Amerikanern. In meinem jugendlichen Leichtsinn war ich der Ansicht, wenn ich mich den Amerikanern als Luxemburger zu erkennen gäbe, dann würden diese mir um den Hals fallen. Weit gefehlt.

Im Geleit der Amerikaner befand sich eine junge Frau, die luxemburgisch mit mir sprach. Sie erzählte mir, sie habe eine Tante in Vianden. Ob diese Frau nun eine Luxemburgerin oder eine Deutsche war, kann ich nicht mehr sagen. Auf jeden Fall gab sie mir den Rat, gegenüber den Amerikanern nicht zu erwähnen, dass ich in der deutschen Wehrmacht war, sondern mich als Deportierter erkennen zu geben. Nachdem wir einer kurzen Vernehmung durch die Amerikaner unterzogen worden waren, kamen zwei US-Soldaten von schwarzer Hautfarbe auf uns zu und führten uns umgehend in ein Gefängnis innerhalb der Stadt Leipzig. Nach ungefähr 2 Wochen holte man uns wieder heraus, und wir wurden in ein Gefangenenlager bei Halle gebracht. Dort blieben wir nur wenige Tage und wurden dann nach Bad Kreuznach gebracht, wo sich ein sehr großes Gefangenenlager befand.

In Halle und in Bad Kreuznach gab es weder Baracken noch Zelte, sondern die Gefangenen lagen einfach auf dem Boden. Die Verpflegung in den Lagern war katastrophal. 14 Mann mussten sich ein Brot teilen. Hinzu kam, dass täglich viele Insassen an der Ruhr starben. Im Lager Bad-Kreuznach befanden sich zirka 600.000 Gefangene. Nach kurzer Zeit wurden wir auch aus diesem Lager befreit, und wir kamen nach Stenay.

In Stenay war es allerdings viel erträglicher. Hier wurden wir in größeren Zelten untergebracht. In Stenay war auch die Verpflegung viel besser. In diesem Lager befanden sich unzählige Luxemburger. Hier fand dann auch die erste Einteilung in Nationalitäten statt. In meiner Nähe hielt sich ein Luxemburger aus Differdingen auf (den Heng), der, wenn wir uns zur Ruhe begaben, immer am ganzen Körper zuckte. Außerdem rief er im Schlaf nach seiner Mutter. Ich hatte mich mit ihm angefreundet, doch erfuhr ich später, dass er ein Freiwilliger war. Soweit ich mich erinnere befanden sich um die 90 Luxemburger im Lager. Unter ihnen 7 oder 8, die sich freiwillig zur Wehrmacht gemeldet hatten.

In Stenay kamen dann eines Tages Angehörige der luxemburgischen Armee, um sich nach den Luxemburgern zu erkundigen.

Unter ihnen befand sich ein Offizier, der sich als Rudy Ensch zu erkennen gab. Wir wurden dann wenige Tage später mit Lastwagen der luxemburgischen Armee nach Hause gebracht.

Zuerst kamen wir in die Aldringer Schule. Mein Bruder Félix. war zu diesem Zeitpunkt Schneider in der Stadt Luxemburg. Er und der Bruder von Jean Wagner aus Mertzig nahmen mich mit nach Hause. Ich verbrachte jedoch noch eine Nacht bei meinem Bruder, der in Luxemburg eine Mietwohnung besaß. Hier schlief ich nach langer Zeit wieder in einem richtigen Bett.

Als ich nach Hause kam, war mein Bruder Alfred schon lange wieder daheim. Zu Hause erfuhr ich was sich in der Zwischenzeit im Dorf ereignet hatte. Zum Beispiel, dass Vic Kips viele Deserteure in seinem Hause versteckt hatte. Dass sich eines Tages Deserteure und Deutsche ein Feuergefecht geliefert hatten. Dass die Frau von Vic ins Konzentrationslager gekommen war und von dort nicht mehr zurückkehrte.

Später erfuhr ich ebenfalls, dass man einen Luxemburger, einen Deserteur, welcher vorübergehend bei Kips Vic versteckt war, im Wald zwischen Michelbouch und Karelshaff erschossen hätte. Lange Zeit wurde gesagt, Cleese Rosch (Roger Hosinger) hätte diesen Mann erschossen. Ich war nach dem Krieg mit Roger Hosinger sehr gut befreundet. Wir waren lange Zeit fast jeden Tag zusammen und waren wie Brüder zueinander. Roger sagte mir immer: “Vic, ich werde zwar verdächtigt den X umgebracht zu haben, aber ich war es nicht. Ich weiß, wer ihn erschossen hat, doch der ist schon lange tot.“

Wenn ich gefragt werde wie ich die ganze Sache verkraftet habe, so kann ich nur sagen, dass ich bis heute daran leide, dass ich diese Fußerfrierung erlitt. Zudem kommt es regelmäßig vor, dass ich des Nachts schweißgebadet aufwache und wieder an der Front, den Russen gegenüber, liege. Wegen meinen Fußerfrierungen und der Splitterwunde bekam ich zwar lange nach dem Krieg eine Abfindung, doch stand diese in keinem Verhältnis zu unseren damaligen Erlebnissen.“

Interview vom 18. September 1972

Paul HEINRICH

* 26 Telegramm **Deutsche Reichspost**

aus Merzig F 47 W. 23/5 14¹⁰ Nbn

Aufgenommen Tag: 23 Monat: 5 Jahr: 1941 Zeit: 20 45

an: hier durch:

Amt Ettelbrück

An die Kriminalpolizei Merzig durch (Landesverwaltung Mittelbau)

Übermittelt Tag: Zeit:

an: durch:

STADT ETTELBRUCK EINGEGANGEN 24 MAI 1944 Erledigt 00

Die Staatspol. bittet um Nachforschung und telegraphische Mitteilung, wo sich der Gefreite Viktor Maquil Merzig Krs. Diedenhofen befindet. Urlaub wird 4.5. bis 21.5.44. 24 Uhr, einschl. Teilnahme da Verdacht auf Fahnenflucht. 1. Genesende Komp. Ers. und Ausbildungs Bataillon 11 Merzig.

Für dienstliche Rückfragen

5. 43 290 100 × C 187 Din A 5 (Kl. 29)

Der Amtsbürgermeister. Ettelbrück, den 24.Mai 1944.

---

1. Gendarmerieposten Grossbuss hat auf telefonische Aufforderung festgestellt, dass Maquil noch zu Hause ist. Maquil, welcher einen Antrag ausf Nachurlaub gestellt hat, gibt an in Luxbg. die Auskunft erhalten zu haben, er solle zu Hause Antwort auf seinen Antrag abwarten. Maquil der im Osten die Füsse erkaltet hatte, leidet noch an offenen Fusswunden.
2. Nachstehendes Telegramm wurde aufgegeben als Antwort :

   Viktor Maquil war noch in Merzig. Er ist fusskrank. Rückkehr nach dort heute angetreten. Erbitte Nachricht ob dort angekommen.

3. W.V.

V.

1) Telegramm „ob angekommen" am 30.5.44 erneut.
2) z.w.v.
M. 30.5.44.

Gend.-Posten Grossbuss,
Gend.-Kreis Diekirch,
Land Luxemburg.

Tgb. Nr. 144/44.

Grossbuss, den 26.5.1944

STADTBÜRGERMEISTERAMT ETTELBRUCK
EINGEGANGEN
30 MAI 1944
Erledigt

An den
Herrn Amtsbürgermeister
als Ortspolizeibehörde
in E t t e l b r ü c k.

Betrifft: Fahnenflucht des Grenadiers Viktor Maquill aus Merzig.

Bezug: Fernmündliches Ansuchen der O P B. Ettelbrück v. 24.5.44

Anlage:

Am 24.5.44 wurde uns von der OPB. Ettelbrück fernmündlich mitgeteilt, dass der Grenadier Viktor Maquill aus Merzig, falls er zu Hause sei, festzunehmen und dem Herrn Amts=bürgermeister sofort Nachricht zu kommen zulassen.

Viktor Maquill wurde von uns gegen 14^{00} Uhr im Walde beim Lohschälen festgenommen und nach dem Gend.-Posten Grossbuss gebracht.

Nach fernmündlicher Unterredung mit dem Herrn Amts=bürgermeister wurde von demselben angeordnet, dass Maquill sich freiwillig nach Luxemburg zur Wehrmachtskommandantur begeben solle, womit sich Maquill auch einverstanden erklärte.

Daraufhin wurde M. von uns auf freien Fuss gesetzt.

Am 26.5.44 wurde uns von dem O.Gefr. Bauer von der Wehrmachtsk. Luxemburg fernmündlich mitgeteilt, dass sich der Gren. Maquill bis dahin noch nicht gemeldet habe. Es wird ersucht, der Dienststelle des Gren.V. Maquill(1 Genesungskomp. Gren.Ers. u. Ausbildungskomp. Leipzig) durch Fernschreiben Nachricht geben zu wollen.

Gesehen.

Mstr.d.Gend.u.Postenführer

Bez.Obw.d.Gend.d.Res.

Aus den Erinnerungen von Jeannot Schoug

Im Laufe des Zweiten Weltkriegs hatte Vic. Schoug in seinem Atelier die Umrisse des Luxemburger Landes, versehen mit Krone und Rotem Löwen, auf Linoleum gemalt. Anschließend hängte der Malermeister das Bild in seinem Atelier „um Canal“ an der Wark in Ettelbrück, (das Gebäude ist heute abgerissen und dort befindet sich ein Parkplatz) auf. Da das patriotische Motiv aber in der Zeit der deutschen Besatzung verboten war, drehte er es mit der Vorderseite zur Wand. Die dem Betrachter nunmehr zugewandte Rückseite des Linoleums benutzte er fortan um nach vollendetem Tagwerk darauf seinen Farbpinsel abzuwischen. Nach der Befreiung Ettelbrücks am 10. September 1944 hat Vic. Schoug dann im Beisein seines achtjährigen Sohnes Jeannot das Linoleum mit dem aufgemalten Luxemburger Land auf die Anschlagwand unter dem Kastanienbaum auf dem Kirchvorplatz genagelt. Auf dieser Wand hatten die Nazis während der Besatzung die Urteile des Standgerichts angeschlagen.

Bei Ausbruch der Rundstedt-Offensive flüchteten Marie und Vic. Schoug-Reis mit den Kindern (acht und zwei Jahre alt) - zusätzlich wurde noch eine alte Frau in einem Handwägelchen mitgenommen - im tiefen Schnee zu den Eltern der Ehefrau nach Niederfeulen. Dort war die älteste Tochter, damals sechs Jahre alt, untergebracht. Diese erinnert sich, dass sie eine Hose, gefertigt aus einer amerikanischen Militärdecke, trug, die sehr piekste und dass sie auf dem beschwerlichen Weg auf einem hölzernen Schubkarren gefahren wurde. Auf der Flucht waren der Familie nur die Kleider am Leib verblieben. Nach einer Tasse Kaffee führte der Weg nach Mertzig, wo sie bei der Mutter des Refraktärs Jim Heintz, der Malergeselle bei Vic Schoug war, übernachteten. Über Useldingen ging es nach Noerdingen, wo wieder übernachtet wurde, dann bestieg die Familie den Zug nach Petingen. Dort fanden die Schougs ein Quartier im Haus der Familie Pirsch in der Parkstraße. Das Haus dieses Cousins mütterlicherseits stand leer, da dieser umgesiedelt worden war.

Nachdem die Deutschen zurückgeschlagen worden waren und Ettelbrück ein zweites Mal befreit worden war, kehrte Vic Schoug als Erster nach Hause zurück, um nach dem Rechten zu sehen. Sein Haus in der Grand-Rue 81 fand er stark beschädigt vor, das Nachbarhaus, die Pâtisserie Joris, (diese wurde Mitte der siebziger Jahre abgetragen, heute befindet sich dort eine Zweigstelle der BGL BNP Paribas) war ausgebrannt. Beim Malermeister Schoug waren sämtliche Vorräte an weißer Farbe verschwunden, die Frage, ob nun Freund oder Feind diese zum Tarnanstrich von Panzern und anderen Militärfahrzeuge benutzt hatte, blieb unbeantwortet. Wenige Tage später kam auch die Mutter mit ihren Kindern nach Hause zurück. Die Anschlagtafel auf dem Kirchvorplatz mit dem aufgenagelten Bild Luxemburgs war durch Granatsplitter zerfetzt und zerschossen.

Text : Romain Heckemanns

Vor der Anschlagwand stehen Jos Mudeler und Vic. Schoug nebst Sohn Jeannot. Neben dem Malermeister kann man den Blecheimer, in dem sich Hammer und Nägel befanden, erkennen.

Foto : Sammlung Jeannot Schoug